
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 251. Bromberg, den 7. Dezember 1927.

# Schiggi-Schiggi.

## Abenteuer des Leo Parcus in den Urwäldern Boliviens.

Von Fritz Strauß.



(5. Fortsetzung.) 

Er sagt keine Silbe mehr und geht wieder zurück. Aus dem Knirschen des Leders entnehme ich, daß er das Gepäck am Tragtier in Ordnung bringt. Ich bleibe liegen und rühre keinen Finger, während langsam mein Zorn verraucht und einer tiefen Niedergeschlagenheit Platz macht. Der letzte Funken Energie ist in mir erloschen, verloren gegangen die Spannkraft meiner Nerven; wie eine Ohnmacht umnachtet mich das Gefühl einer dumpfen, empfindungslosen Apathie. Ich gleiche dem Wrack auf einer Klippe in der Wüste des Meeres. — Sterben können! — Es wäre eine Erlösung. Das ist alles, was noch übrig blieb von der vermessenen Kühnheit das dunkle Geheimnis des Urwaldes zu ergründen.

„Alfonso, bist du mit dem Packen fertig?"

„Si, si, Don Leon!"

„Dann müssen wir wohl wieder weiter!"

Ich richte mich auf und recke die schmerzenden Glieder — und das Schilf rauscht, und die Stauden sinken, von der Schneide des Messers getroffen. Sämtliche bösen Geister des Weltalls scheinen sich gegen uns verschworen zu haben. Eine Kolonie von Mangrovebäumen macht sich vor uns breit, deren mannshohe Luftwurzeln eine Wand bilden. Das Vordringen mit den Tieren nimmt ein jähes Ende. Der Mosso schlägt ein übers anderemal verzweifelt die Hände zusammen und plappert wie ein kleines Kind immer die gleichen Worte: „Imposible — imposible! O, Don Leon, imposible!"

„Mensch, halt bloß das Maul mit deinem saudummen Imposible! Dadurch wird es um kein Haar besser."

Wir lassen die Mulas und Amigo stehen und kriechen, von den Hunden begleitet, unter den Wurzeln durch. Die Bäume ziehen sich in schräger Richtung nach rechts; die Umgehung links ist ohne allzu großen Zeitverlust möglich. Die Hitze in diesem Hexenkessel wird geradezu irrsinnig. Mein Caballo hat vollkommen abgespannen. Er fällt alle paar Schritte. Wir ziehen und zerren und heben und schieben und wissen uns nimmer zu raten und zu helfen. Bald liege ich mit ihm am Boden, bald der Mosso. Und jedes Aufstehen kostet eine beispiellose Überwindung. Immer wieder schwört man bei Tod und Teufel und allen Heiligen, daß man an Ort und Stelle zugrunde gehen will.

Der Mosso sieht zum fürchten aus. Sein Gesicht ist mit Blut beschmiert, und die Haare hängen ihm wirr in die Stirn. Vom Übermaß der Anstrengung wurde sein Blick stumpf und gläsern und verleiht ihm einen Ausdruck von unheimlich verhaltener Wildheit. Bei mir wird es wohl auch nicht anders sein. Mein Gesicht glüht wie Feuer, und die Haut brennt. Das Hemd ist zerfetzt und braun vor Schmutz. Ich habe fast gar kein Gefühl mehr in den Armen und schleppe kaum noch die ungeheuere Last meiner Füße. Und schon wieder liegt Amigo. Das geht nicht mehr so weiter, sonst sind wir alle mitsammen verloren.

„Alfonso, nimm ihm den Sattel ab!"

Ich streife unterdessen das Zaumzeug über den Kopf des Pferdes und entsichere meine Rifle. Der Entschluß fällt mir namenlos schwer, aber es muß sein.

„Alfonso, ich will Amigo erschießen, ich glaube, es gibt keine andere Rettung mehr."

Der Indio schaut wortlos auf mich und auf den Caballo und nickt leicht mit dem Kopf. Dann macht er einen Schritt vorwärts, um das Zaumzeug an sich zu nehmen und schreit plötzlich laut auf: „Der Yata! Don Leon, der Yata!"

Mit einem Sprung bin ich bei ihm. Herrgott, wenn das Wahrheit wäre! „Der Yata — wo?"

Er weist auf einen hellen Strich, der zwischen den Blättern schimmert. „Dort — der weiße Strich, der in der Baumlücke aufblitzt —, das ist sein Ufer."

*

Stolzer rollen die Wogen des Beni, ein Bild strotzender Kraft und Gewalt, dunkler sind die Geheimnisse, die den Orinoko umwehen, und der Amazonas ist der König aller Ströme, vor dessen Majestät das Schweigen steht. Aber nur der Yata weiß, was Gnade ist. Er schenkt uns den Himmel wieder, den die gläserne Nacht des Urwaldes nahm, den Himmel, zu dem wir aufschauen, als sähen wir ihn zum erstenmal. Und er schenkt uns die freie Fläche, die baumlose, beglückende Weite seiner rauschenden Wasser. Nur der Yata weiß, was Gnade ist. Um seine hohen Ufer liegt prall die Mittagsonne und läßt sie erstrahlen in hellem Glanz. Und die Sonne spielt in seinen gelben Fluten, tanzt auf eiligen Wellen, daß sie leuchten wie silberne Blitze; die Luft flimmert und sirrt, und geblendet von all dem Geleucht steigt das Aug hinauf in die grüne Gipfelruhe des Waldes und klettert höher und höher über sie hinaus, bis sich der Blick in blauer Unendlichkeit verliert. Nur der Yata weiß, was Gnade ist.

Amigo hebt den Kopf und bläht schnaubend die Nüstern, und die weiße Bestie wedelt mit den Ohren und dem Schwanz dazu. Der Mantel der Freude wallt von den Schultern der Stunde, und jeder Augenblick in ihr wird zum Fest. Vom anderen Ufer winkt eine breite Sandbank, ein prächtiger Landungsplatz. Aber der Fluß hat eine starke Strömung und wir müssen mindestens noch einhundertfünfzig Meter aufwärts, wenn wir sie erreichen wollen. Schnell sind wir am Wasser. Die Reittiere rutschen auf der Hinterhand die steile, aber glatte sandige Böschung hinunter. Dann ist es ein wundervolles Gehen auf dem weichen, hindernisfreien Sand. „Jetzt dürfte es reichen, was?"

Der Mosso schätzt prüfend die Entfernung und beginnt mit dem Absatteln. Er soll die Tiere begleiten, um sie drüben gleich anzubinden. Während er sich das Lasso um den Leib wickelt, will ich mir ein Bad genehmigen und schreite vorsichtig über die seichten Stellen. Man läuft sonst Gefahr, auf einen der kleinen Stachelrochen zu treten, die allenthalben den Schlamm bevölkern. Sie haben einen langen, mit lauter kleinen Widerhäkchen versehenen senkrechten Stachel am Kopf, der nadelspitz und ungemein hart ist und dergestalt aus dem Fuße entfernt werden muß, daß man ihn durchstößt und auf der anderen Seite herauszieht. Eine böse Sache. Mit der nötigen Achtsamkeit läßt sich indes ein solches Mißgeschick leicht vermeiden.

Der Fluß wird rasch tiefer. In sanftem Schwung lasse ich mich in die warmen Wogen gleiten. Es ist begeisternd! Aber nur eine Minute lang — dann denke ich nichts mehr wie: Raus!

„Caracho, Don Leon, diese verdammten Palomettas!"

„Zieh dich nur gleich wieder an, es wimmelt von diesen Banditen."

Diese Palomettas sind kleine, bis zu etwa einem Kilo schwere Raubfische mit einem haifischartigen Maul voll spitzer, schräg nach innen zeigender Zähne. Sie schießen auf

einen los und reißen blitzschnell ein Stück Fleisch aus dem Körper. Ganz schlimm ist es, wenn man offene Wunden hat. Dan kann man sich dieser Räuber nicht mehr erwehren und sich nur durch Flucht aus dem Wasser retten. Selbst in der Gefangenschaft, wenn man sie beispielsweise im Boot hat, dessen Boden immer mit Wasser bedeckt ist, beißen sie einen in die Beine. Bei dieser Gelegenheit kommen sie öfters aufs Trockene zu liegen und geben dann einen heulenden, geisterhaften Laut von sich. Als ich das erstemal die Bekanntschaft der Palomettas machte, konnte ich mir zunächst lange nicht erklären, woher diese seltsamen lauten Töne kamen, bis ich zu meiner großen Verwunderung entdeckte, daß es die Fische waren, die sie ausstießen.

Der Mosso zieht sich also wieder Hemd und Hose an und schwimmt mit Amigo und den Mulas davon. Die Strömung am anderen Ufer scheint stärker zu sein, es reicht knapp für die Landung am äußersten Zipfel der Sandbank. Der Mosso hält scharf auf sie zu — jetzt hat er sie, dicht aufgeschlossen die Reittiere. Und jetzt — Herrgott, sie treiben ab mit der Nase am Ziel. Weiter abwärts fließt ein kleiner Arroyo in den Yata. An der Mündung liegen ein paar mächtige Bäume mit den lianenumrankten Kronen im Wasser. Mitten in sie hinein reißt die Strömung Pferd und Mulas. Das gibt ein Unglück, wenn nicht schleunigst Hilfe gebracht wird. Mit Leibeskräften brülle ich über den Fluß: „Die Pferde ersaufen! Schwimm nach!"

Ungeachtet der Stachelrochen springt der Mosso in langen Sätzen ins Wasser. Hundert Meter mögen es an die Unfallstelle sein; eine Ewigkeit vergeht, bis er sie erreicht. Von den Tieren sehe ich nichts mehr und mache mich mit dem Gedanken vertraut, daß sie ertrunken sind. Da blinkt ein heller Fleck im Grünen auf — der Kopf der weißen Bestie. Sie hat sich frei gearbeitet und schwimmt wieder über den Fluß zurück. Wenigstens eines gerettet. Der Mosso ist unterdessen endlich angekommen und verschwindet im Laub. Die Größe der Entfernung hindert mich im Unterscheiden von Einzelheiten. Bange Minuten verstreichen. Etwas Dunkles bewegt sich, wird deutlicher — die braune Mula und Amigo sind befreit und streben der weißen Bestie nach. Dem Schöpfer sei Lob und Dank! Ich hänge mir das zweite Lasso um, laufe den Weg zurück, den wir heranmarschiert sind und schlage mich durch den Urwald zu den Tieren, die etwa vierhundert Meter weit unterhalb landen. Am Fluß entlang wäre es schneller und bequemer gegangen, ich müßte aber dabei über eine Sandbank, auf der sich faul und regungslos ein Rudel von mindestens dreißig Kaimans*) sonnt. So etwas vermeidet man, wenn es nicht unbedingt sein muß.

Der Mosso ist nach seiner Rettungsexpedition gleichfalls wieder zurückgeschwommen — ein beträchtliches Stück flußaufwärts — und hat inzwischen Stangen zurecht geschnitten. Wir bauen ein kleines Floß, auf dem das gesamte Gepäck verladen wird und treten dann alle mitsammen die Reise über das Wasser an. Sie hat diesmal tadellos geklappt. Das Lager schlagen wir im Urwald auf. Am Wasser zu nächtigen ist, abgesehen von der Moskitoplage, lebensgefährlich. Man muß stets mit unvorhergesehenen Ufereinstürzen rechnen. Mit besonderer Sorgfalt wird heute der Platz gerodet und gesäubert. Für die Reittiere ist frisches Gras vorhanden, und wir denken gar nicht daran, diese gastliche Stätte schon morgen zu verlassen. Die Ruhe tut uns gut, und im übrigen haben wir Zeit, mehr als genug.

Nach einem erquickenden Mittagsschläfchen bringen sich unsere Magen in angenehme Erinnerung. Wir jagen parallel zum Laufe des Yata. Der Mosso stößt unweit des Ufers auf einen Antawechsel**), der uns die Arbeit mit dem Buschmesser spart und ein angenehmes Vorwärtskommen gewährleistet. Anta ist die hier landesübliche Bezeichnung für den Tapir, den südamerikanischen Elefanten. Ein Ehrentitel, der ihm lediglich wegen seiner Kräfte, nicht etwa wegen seiner Größe zukommt. Äußerlich hat er mit einem Elefanten nichts zu tun. Er hat die Größe eines Esels, ist grauschwarz, fast unbehaart und mit einem kurzen Rüssel versehen. Sein Gewicht beträgt etwa zweihundertachtzig Kilogramm. Ich habe auf früheren Streifzügen schon oft seine Bekanntschaft gemacht und mich jedesmal köstlich über dieses Unikum von einem Tier amüsiert. Dank seiner ungeheueren Kräfte und seines beneidenswert dicken Fells bereitet ihm der Urwald wenig Schwierigkeiten. Er ist die wandelnde Verkörperung des geraden Weges; seine Parole lautet mitten durch, und er bleibt diesem Grundsatz treu mit einer Konsequenz, bei der einem manchmal der Verstand still steht. Aus einem mir bisher unerforschlichen Grunde haben es die Antas immer eilig. Ich habe wahrhaftig eine erkleckliche Anzahl zu Gesicht bekommen, aber noch niemals eine Anta, die sich im Schritt oder auch in einem gemäßigten Tempo bewegt hätte. Sie rennen durch Gestrüpp und Astverhaue, durch die wirrsten Lianenwände und die dichtesten Dornenhecken. Wenn so ein aufgescheuchtes Tierchen durch den Urwald bricht, dann rauscht und splittert und kracht es, daß man erschreckt aufhorcht und eine unbekannte Katastrophe in bedrohlicher Nähe wähnt. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen, wie eine Anta mit dem Schädel armdicke Bäume umgerannt hat. Es handelt sich hier, das sei ausdrücklich betont, um kein Jägerlatein, auch um keine Übertreibung. Kenner des Urwaldes werden das ohne weiteres bestätigen. Die Waffen dieser an sich friedliebenden Tiere sind ihre gut handtellergroßen, mit Klauen versehenen Füße, mit denen sie alles niedertrampeln, was sich ihnen feindlich in den Weg stellt, und der Kopf, mit dem sie sich schlagen. Diese Tatsache kommt uns auf unserem Jagdgang ausgezeichnet zustatten. Der Boden dieses zwei Fuß breiten Wechsels ist glatt gestampft wie Parkett. Was sich bis zur Höhe des Tieres an Schlingwerk, Dornenhecken und Stauden irgendwie hinderlich zeigte, wurde zerrissen und geknickt. Wir brauchen uns nur zu bücken und haben dann freie Bahn.

Das ganze Gelände ist kreuz und quer auch noch von den verschiedenartigsten anderen Wechseln überzogen. Häufig treffen wir auf die Fährten von Hirschen und Rehen; über die Anwesenheit von Wildschweinen unterrichtet uns der aufgewühlte Boden, und der Ameisenbär mit seinem mächtigen, schwarzen, buschigen Schweif hat seine Visitenkarte abgegeben. Das Wasser zieht alles an.

Ein paar Schritte seitwärts von uns reicht es. Wir halten und suchen das Gebüsch ab. An den schwankenden Stauden verrät sich ein schreitendes Wild, zu sehen ist vorerst nichts von ihm. Der Mosso zieht mich am Arm an sich heran, und deutlich erkenne ich nun die Scheibe eines Hirsches. Er macht eine Wendung und zeigt einen Teil seines Blattes. Hals und Kopf bleiben unsichtbar. Da kracht auch schon mein Schuß. Wir schlagen uns heran: eine Hirschkuh — nein, ein Hirsch!

„Der hat ja kein Geweih, Alfonso!"

„No, Don Leon, die haben alle keines."

„Wieso? Ist das eine besondere Art?"

„Si, Don Leon. Die leben im Urwald und können kein Geweih brauchen, weil sie mit ihm überall hängen bleiben würden."

„Das habe ich bis jetzt auch noch nicht gewußt, daß es Hirsche ohne Geweih gibt."

Beim Ausweiden unserer Beute fällt mein Blick zufällig auf einen befahrenen Bau, ähnlich unserem Fuchsbau, nur größer. Ich schreite darauf zu und beschaue ihn mir eingehend von allen Seiten, werde aber davon um kein Haar klüger.

„Alfonso, was ist denn das hier?"

Er sieht von seinem Platz aus in der Richtung meines Zeigefingers und kommt dann eilig angelaufen: „Caramba! Ein Gürteltier!"

„Du bist ja verrückt, so ein kleines Tier gräbt sich doch nicht ein solches Riesenloch."

Der Mosso lacht übers ganze Gesicht: „Das kleine Gürteltier, aber Don Leon, ich meine doch das große."

Nun ist die Reihe des Erstaunens an mir: „Was? Hier gibt es noch das große Gürteltier?"

„Si, si, aber es ist eine große Seltenheit, wenn man eines sieht. Nur ein paar Menschen, die immer im Urwald sind, haben eines gesehen. Ein altes, ein junges hat überhaupt noch keiner gesehen."

„Warum sieht man sie so schwer? Sind sie so scheu?"

„O, sehr scheu, und dann laufen sie nur bei Nacht."

Das kommt mir mehr wie spanisch vor. Wenn ich mich nicht täusche, wird sogar verschiedentlich die Ansicht vertreten, daß das Riesengürteltier ausgestorben ist.

„Alfonso, hör' zu! Ich will dieses Gürteltier haben, eher gehen wir nicht fort vom Yata."

„Si, si, Don Leon, wir können gleich eine Armadilla[1] für heute nacht legen."

Während ich neuerdings den Bau untersuche, entfernt sich der Mosso.

„Wo läufst du denn hin?"

„Einen Platz suchen für die Armadilla."

„Menschenskind, die muß doch vors Loch!"

„Das hat gar keinen Zweck, Don Leon."

„Warum nicht? Da hinten hat es noch viel weniger."

„Wenn wir weiche Erde gefunden haben, schon. Das Gürteltier bleibt nie im alten Bau, es gräbt sich jede Nacht neu ein."

---

*) Kaiman = in Amerika vorkommende Krokodilart.

**) Anta = Tapir.

[1]) Armadilla = Gewehrfalle.

(Fortsetzung folgt.)

# Lichtenstein.

## Roman von Wilhelm Hauff.

(6. Fortsetzung.)

Bertas Tränen flossen noch immer. Sie antwortete nicht auf jene Fragen, aber Marie hob an zu erzählen, wie sie Georg im Hause der seligen Muhme kennen gelernt habe. Wie sie ihm gut gewesen, lange ehe er ihr seine Liebe gestanden. Alle jene schönen Erinnerungen lebten in ihr auf, mit glühenden Wangen, mit strahlendem Auge führte sie die Vergangenheit herauf. Sie erzählte von so mancher schönen Stunde, vom Schwur ihrer Treue, von ihrem Abschied. „Und jetzt", fuhr sie mit wehmütigem Lächeln fort, „jetzt hat ihn dieser unglückliche Krieg auf diese Seite geführt. Er hört, wir seien hier in Ulm, er glaubt nicht anders, als mein Vater sei dem Bunde beigetreten, er hofft, mich durch sein Schwert zu verdienen, denn er ist arm, recht arm! O Berta, du kennst meinen Vater. Er ist so gut, aber auch so strenge, wenn etwas seiner Meinung widerspricht. Wird er einem Manne seine Tochter geben, der sein Schwert gegen Württemberg gezogen hat? Siehe, das waren meine Tränen! Ach, ich wollte dir so oft sagen, warum sie fließen, aber eine unbesiegbare Scham schloß meine Lippen. Kannst du mir noch zürnen? Muß ich mit dem Geliebten auch die Freundin verlieren?"

Auch Mariens Tränen flossen, und Berta fühlte den eigenen Schmerz von dem größeren Kummer der Freundin besiegt. Sie umarmte Marien schweigend und weinte mit ihr.

„In den nächsten Tagen", fuhr diese fort, „will mein Vater Ulm verlassen, und ich muß ihm folgen. Aber noch einmal muß ich Georg sprechen, nur ein Viertelstündchen. Berta, du kannst gewiß Gelegenheit geben. Nur ein ganz kleines Viertelstündchen!"

„Du willst ihn doch nicht der guten Sache abwendig machen?" fragte Berta.

„Was nennst du die gute Sache?" antwortete Marie. „Des Herzogs Sache ist vielleicht nicht minder gut als die eure. Du sprichst so, weil ihr bündisch seid. Ich bin eine Württembergerin, und mein Vater ist seinem Herzoge treu. Doch sollen wir Mädchen über den Krieg entscheiden? Laß uns lieber auf Mittel sinnen, ihn noch einmal zu sehen."

Berta hatte über die Teilnahme, mit welcher sie der Geschichte ihrer Base zugehört, ganz vergessen, daß sie ihr jemals gram gewesen war. Sie war überdies für alles Geheimnisvolle eingenommen, daher kamen ihr diese Mitteilungen erwünscht. Sie fühlte, wie wichtig und ehrenvoll der Posten einer Vertrauten sei, und gab sich daher alle mögliche Mühe, dem liebenden Paar mit ihrem Scharfsinn zu dienen.

„Ich hab's gefunden", rief sie endlich aus, „wir laden ihn geradezu in den Garten."

„In den Garten?" fragte Marie schüchtern und ungläubig, „und durch wen?"

„Sein Wirt, der gute Vetter Dieterich, muß ihn selbst bringen", antwortete sie, „das ist herrlich, und dieser darf auch kein Wörtchen davon merken, laß mich nur dafür sorgen."

Marie, entschlossen und stark bei großen Dingen, zitterte doch bei diesem gewagten Schritte. Aber ihre mutige, fröhliche Base wußte ihr alle Bedenklichkeiten auszureden, und mit erneuerter Hoffnung und befreit von der Last des Geheimnisses, umarmten sich die Mädchen, ehe sie sich zur Ruhe legten.

### 7.

Und wie ein Geist schlingt um den Hals
Das Liebchen sich herum:
„Willst mich verlassen, liebes Herz,
Auf ewig?" und der bittere Schmerz
Machts arme Liebchen stumm.

Schubart.

Sinnend und traurig saß Georg am Mittag nach dem festlichen Abend in seinem Gemach. Er hatte Breitenstein besucht und wenig Tröstliches für seine Hoffnungen erfahren. Der Kriegsrat hatte sich an diesem Morgen versammelt, und unwiderruflich war der Krieg beschlossen worden. Zwölf Edelknaben waren, die Absagebriefe des Herzogs von Bayern, der Ritterschaft und gesamter Städte an ihre Lanzen geheftet, zum Göcklinger Tor hinaus gejagt, um die Feindesbotschaft dem Württemberger nach Blaubeuren zu bringen. Auf den Straßen rief man einander fröhlich diese Nachricht zu, und die Freude, daß es jetzt endlich ins Feld gehen werde, stand deutlich auf allen Gesichtern geschrieben. Nur einen traf diese Kunde wie das schreckliche Machtwort seines Schicksals. Der Gram trieb ihn aus dem Kreise der fröhlichen Gesellen, die jetzt den Weinstuben zuzogen, um in lautem Jubel das Geburtsfest des Krieges zu begehen und das Los künftiger Siege im Würfelspiel zu belauschen. Ach! ihm waren ja schon die Würfel gefallen! Ein blutiges Schlachtfeld dehnte sich zwischen ihm und seiner Liebe aus, sie war ihm auf lange, vielleicht auf ewig verloren.

Eilige Tritte, welche die Treppe heraufstürmten, weckten ihn aus seinem Brüten. Der Ratsschreiber steckte den Kopf in die Türe. „Glück auf, Junker!" rief er, „jetzt hebt der Tanz erst recht an. Aber Ihr wißt es vielleicht noch gar nicht? Der Krieg ist angekündigt, schon vor einer Stunde sind unsere Absageboten ausgeritten."

„Ich weiß es", antwortete sein finsterer Gast.

„Nun, und hüpft Euch das Herz nicht freier? Habt Ihr auch gehört — nein, das könnt Ihr nicht wissen", fuhr Dieterich fort, indem er zutraulich näher zu ihm trat, „daß die Schweizer bereits abziehen?"

„Wie, sie ziehen?" unterbrach ihn Georg. „Also hat der Krieg schon ein Ende?"

„Das möchte ich nicht gerade behaupten", fuhr der Ratsschreiber bedenklich fort, „der Herzog von Württemberg ist noch ein junger, mutiger Herr und hat noch Ritter und Dienstleute genug. Zwar wird er wohl kein' offene Feldschlacht mehr wagen, aber er hat feste Städte und Burgen. Da ist einmal der Höllenstein und darin Stephan von Lichow, ein Mann wie Eisen. Da ist Göppingen, das Philipp von Rechberg auch nicht auf den ersten Stückschuß ergeben wird. Da ist Schorndorf, Rothenberg und Asperg, da ist vor allem Tübingen, das er tüchtig befestigt hat. Es wird noch mancher ins Gras beißen, bis Ihr Eure Rosse im Neckar tränket."

„Nun, nun!" fuhr er fort, als er sah, daß seine Nachrichten die finstere Stirne seines schweigenden Gastes nicht aufheitern konnten. „Wenn Ihr diese kriegerischen Botschaften nicht freundlich aufnehmet, so schenkt Ihr vielleicht einem friedlicheren Auftrag ein geneigtes Ohr. Sagt einmal, habt Ihr nicht irgendwo eine Base?"

„Base? Ja, warum fragt Ihr?"

„Nun sehet, jetzt erst verstehe ich die verwirrten Reden, die vorhin Berta vorbrachte. Als ich aus dem Rathause kam, winkte sie mir hinauf und befahl mir, meinen Gast heute nachmittag in ihren Garten an der Donau zu führen. Marie habe Euch etwas sehr Wichtiges an Eure Base, die sie sehr gut kenne, aufzutragen. Ihr müßt mir schon den Gefallen tun, mitzugehen. Solche Geheimnisse und Aufträge sind zwar gewöhnlich nicht weit her, und ich wollte wetten, sie geben Euch ein Müsterlein für den Webstuhl oder eine Probe feiner Wolle, oder ein tiefes Geheimnis der Kochkunst, oder gar ein paar Körnlein von einer seltenen Blume mit, denn Marie ist eine große Gärtnerin — doch, wenn Ihr gestern an dem Mädchen Gefallen gefunden habt, geht Ihr wohl gerne mit."

Mitten in dem schmerzlichen Gedanken an die Scheidestunde mußte Georg über die List der Mädchen lachen. Freundlich bot er dem guten Boten die Hand und schickte sich an, ihn in den Garten zu begleiten.

Dieser lag an der Donau, ungefähr zweitausend Schritte unter der Brücke. Er war nicht groß, zeugte aber von Sorgfalt und Fleiß. Die schönen Obstbäume waren zwar noch nicht belaubt, und die in wunderlichen Formen abgestochenen Beete hatten noch keine Blumen, aber ein langer Taxusgang, der an dem Ufer des Flusses sich hinzog und sich in eine geräumige Laube endete, gab durch sein helles Grün einen lebhaften Anblick und hinlänglichen Schutz gegen die, einem weißen Hals und schönen Armen so gefährlichen Strahlen der Märzsonne. Dort, auf dem breiten, bequemen Steinsitze, wo die Lücken der Laube eine freie Aussicht die Donau hinauf und hinab gewährten, hatten die Mädchen unter mancherlei Gesprächen der jungen Männer geharrt.

Marie saß traurig in sich gekehrt. Sie hatte den schönen Arm auf einer Lücke der Laube aufgestützt und das von Gram und Tränen müde Köpfchen in die Hand gelegt. Ihr dunkles, glänzendes Haar hob die Weiße ihres Teints um so mehr heraus, als stiller Kummer ihre Wangen gebleicht, und schlaflose Nächte dem lieblichen blauen Auge seinen sonst so überraschenden Glanz geraubt und ihm einen matteren, vielleicht nur um so anziehenderen Schimmer von Melancholie gegeben hatten. Das vollendete Bild fröhlichen Lebens, saß die frische, runde, rosige Berta neben ihr. Wie ihre gelblichen Locken mit Mariens dunklen Haaren, ihr rundes, frisches Gesichtchen mit den ovalen, schärferen Formen ihrer Base, wie ihre freundlichen, beweglichen hellbraunen Augen in auffallendem Kontrast standen mit dem sinnenden, geistvollen Blick Mariens: so wurde auch jene ihrer raschen, lebhaften Bewegungen zum Gegensatz gegen jene stille Trauer.

Berta schien ihre rosigste Laune hervorgeholt zu haben, um ihre Base zu trösten, oder doch ihren großen Schmerz zu zerstreuen. Sie erzählte und schwatzte, sie lachte und ahmte die Gebärde und Sprache vieler Leute nach, sie versuchte alle jene tausend kleinen Künste, womit die Natur ihre fröhliche Tochter ausstattete. Aber wir glauben, daß sie wenig ausrichtete, denn nur hie und da glitt ein wehmütiges, schnell verschwebendes Lächeln über Mariens feine Züge hin.

Endlich ergriff sie, als gar nichts mehr helfen wollte, ihre Laute, die in der Ecke stand. Marie besaß auf diesem Instrument große Fertigkeit, und Berta hätte sich sonst nicht so leicht bewegen lassen, vor der Meisterin zu spielen. Doch heute hoffte sie durch ihr Geklimper wenigstens ein Lächeln ihrer Base zu entlocken. Sie setzte sich mit großem Ernste nieder und begann:

Fragt mich jemand, was ist Minne?
Wüßt' ich gern auch darum meh(r).
Wer nun recht darüber sinne,
Sag' mir, warum tut sie weh?
Minne ist Liebe, tut sie wohl;
Tut sie weh, heißt sie nicht Minne.
O, dann weiß ich, wie sie heißen soll.

„Wo hast du dies alte schwäbische Liedchen her?“ fragte Marie, die der einfachen Musik und dem lieblichen Text gern ihr Ohr lieh.

„Nicht wahr, es ist hübsch? Aber es kommt noch viel hübscher, wenn du hören willst“, antwortete Berta. „Das hat mich in Nürnberg ein Meistersänger, Hans Sachs, gelehrt; es ist übrigens nicht von ihm, sondern von Walter von der Vogelweide, der wohl vor dreihundert Jahren gelebt und geliebt hat. Höre nur weiter:

Ob ich recht erraten könne,
Was die Minne sei? So sprecht ja.
Minne ist zweier Herzen Wonne;
Teilen sie gleich, so ist sie da.
Doch — soll ungeteilt sein,
So kann ein Herz allein sie nicht enthalten.
Will du mir helfen, traute Jungfrau mein?

Nun, hast du geteilt, mit dem armen Junker?“ fragte die schelmische Berta ihre errötende Base. „Vetter Kraft möchte gerne auch mit mir teilen, einstweilen kann er aber seinen ganzen Part allein tragen. Doch du wirst wieder ernst, ich muß schon noch ein Liedchen des alten Herrn Walter singen:

Ich weiß nicht, wie es damit geschah,
Meinem Auge ist's noch nie geschehen,
Seit ich sie in meinem Herzen sah,
Kann ich sie auch ohne Augen sehen.
Da ist doch ein Wunder mit geschehen,
Denn wer gab es, daß es, ohne Augen,
Sie zu aller Zeit mag sehen?

Wollt ihr wissen, was die Augen sein,
Womit ich sie sehe durch alle Land'?
Es sind die Gedanken des Herzens mein,
Damit schau' ich durch Mauer und Wand,
Und hüten diese sie noch so gut,
Es schauen sie mit vollen Augen
Das Herz, der Wille und mein Mut.“

Marie lobte das Lied des Herrn Walter von der Vogelweide als einen guten Trost beim Scheiden. Berta bestätigte es. „Ich weiß noch einen Reim“, sagte sie lächelnd und sang:

Und zog sie auch weit in das Schwabenland,
Seine Augen schauen durch Mauer und Wand,
Seine Blicke bohren durch Fels und Stein,
Er schaut durch die Alb nach dem Lichtenstein!

Als Berta noch im Nachspiel zu ihrem Liedchen begriffen war, ging die Gartenpforte. Männertritte tönten den Gang herauf, und die Mädchen standen auf, die Erwarteten zu empfangen.

„Herr von Sturmfeder“, begann Berta nach den ersten Begrüßungen „verzeihet doch, daß ich es wagte, Euch in meines Vaters Garten einzuladen. Aber meine Base Marie wünscht Euch Aufträge an eine Freundin zu geben. Nun, und daß wir andern nicht zu kurz kommen“, setzte sie zu Herrn Kraft gewandt hinzu, „so wollen wir eins plaudern und den Abendtanz von gestern mustern.“ Damit ergriff sie ihres Vetters Hand und zog ihn mit sich in den Gang hinab.

Georg hatte sich zu Marie auf die Bank gesetzt. Sie lehnte sich an seine Brust und weinte heftig. Die süßesten Worte, die er ihr zuflüsterte, vermochten nicht, ihre Tränen zu stillen. „Marie“, sagte er „du warst ja sonst so stark, wie kannst du nun gerade jetzt allen Glauben an ein besseres Geschick, alle Hoffnung aufgeben?“

„Hoffnung?“ fragte sie wehmütig, „mit unserer Hoffnung, mit unserem Glück ist es für ewig aus.“

„Sieh“, antwortete Georg, „eben dies kann ich nicht glauben, ich trage die Gewißheit unserer Liebe in mir so innig, so tief, und ich sollte jemals glauben, daß sie untergehen könnte?“

„Du hoffst noch? So höre mich ganz an. Ich muß dir ein tiefes Geheimnis sagen, an dem das Leben meines Vaters hängt. Mein Vater ist so sehr ein bitterer Feind des Bundes, als er ein Freund des Herzogs ist. Er ist nicht nur deswegen hier, um sein Kind heimzuholen. Nein, er sucht die Pläne des Bundes zu erforschen und mit Geld und Rede zu verwirren. Und glaubst du, ein so bitterer Gegner des Bundes werde seine einzige Tochter einem Jüngling geben, der durch unser Verderben sich emporzuschwingen sucht? Einem, der sich an Menschen anschließt, die kein Recht, sondern nur Raub suchen?“

(Fortsetzung folgt.)

##  Bunte Chronik 

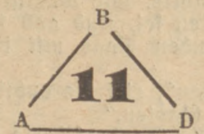
* **14 Millionen Bubiköpfe in den Vereinigten Staaten.** Fräulein Gertrude Lane, die Herausgeberin einer nordamerikanischen Frauenzeitschrift, hat der Menschheit einen großen Dienst erwiesen. Sie hat nämlich ausgerechnet, wieviel es in den Vereinigten Staaten von Amerika Bubiköpfe gibt. Dabei ist sie auf die Zahl von rund 14 Millionen gekommen. Aber Fräulein Gertrude Lane ist bei dieser einfachen Feststellung nicht stehengeblieben. Sie hat auch ausgerechnet, welches Gewicht das Haar ausmacht, das sich Frauen und Mädchen haben abschneiden lassen. Diese abgeschnittenen Haare machen eine ganz ansehnliche Last aus, nämlich 3400 Tonnen oder 68 000 Zentner. Jeder Bubikopf wäre demnach im Durchschnitt um annähernd ein halbes Pfund erleichtert worden.

## Lustige Rundschau 

* **Die Gratulation.** „Ich gratuliere dir zu deinem Geburtstage, Onkel, und Mutti hat gesagt, wenn du mir eine Mark gibst, soll ich aufpassen, daß ich die nicht verliere.“

##  Rätsel-Ecke 

### Scherz-Rätsel.




Vor kurzem lasen wir einen Roman, dessen Titel aus dieser Figur herausgelesen werden soll.

*

### Besuchskarten-Rätsel.

| ARNIM D. HECHT |
| --- |
| Breslau |

Wer den Beruf wissen will, den der Inhaber obiger Besuchskarte ausübt, hat sämtliche Buchstaben der Karte umzustellen, bis sich eine mit „C“ beginnende Berufsbezeichnung ergibt.

*

### Auflösung des Rätsels aus Nr. 244.

**Reimergänzungs-Rätsel:**

Ob sie dich auch verlästern und verhetzen —
Ein trautes Heim kann dir die Welt ersetzen;
Doch bettelarm bist du, löscht dir im Haus
Ein böser Geist den Stern der Liebe aus!
Viel besser ist's noch, mutterseel'nallein,
Als unter nahen Menschen fremd zu sein.

Otto Promber.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg